16. Oktober 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 235

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

„Ich darf dir's ja nicht sagen."

„Was darfst du nicht sagen?"

Noch enger schmiegte sie sich an ihn. „Christel," sagte sie, „Christel" — wie in längst verklungenen Kindertagen — „wir haben ja so auf dich gewartet. Haben dir denn nie die Ohren geklungen in Golmitz? Wir haben doch immer nur von dir gesprochen!"

„Sei doch nicht so dumm, Christel. Da ist eine, die ich sehr lieb habe und die . . ." Plötzlich brach sie ab, drückte ihren Mund auf den ihres Bruders, als ob sie sich selbst die Lippen schließen wollte. Und dann waren auch schon wieder die Tränen da, diese dummen, weichen Aenne-Tränen, ohne die es bei ihr nun einmal nicht ging. „Ich habe versprochen, nichts zu sagen," schluchzte sie, „aber es könnte doch alles so schön werden." Wieder küßte sie den Bruder und wieder.

Jetzt begriff er. „Da ist eine, die ich sehr lieb habe . . ." Er sah den Wagen über die Felder fahren, in dem die beiden schlanken Mädels saßen. Zur Erntezeit war es: „Wir haben vernommen, daß das Fräulein wollt' kommen." Er sah sie beide Arm in Arm durch den Golmitzer Park gehen, er sah sie vor dem Doßlauer Bahnhof: Anna hielt die Jucker am Zügel und daneben saß sie, die andere, und dann ging er mit ihr durch den Mondschein über die Felder bis zum Schloß. „Ich habe deine Rosen noch . . ."

Hart griff er zu und faßte Annas Arm knapp über dem Handgelenk. „Ruth?" fragte er.

Sie nickte hastig, nickte immer wieder.

Jäh sprang er auf, so heftig, daß Anna fast von ihrer Stuhllehne gefallen wäre. Aber er fing sie auf, packte sie an den Schultern, sah ihr in die Augen. „Ist das wirklich wahr, Anna? Ruth hat auf mich gewartet? Ruth? Ist das wirklich wahr?"

Wieder nickte sie.

Los ließ er sie, begann auf und ab zu laufen, immer von der einen Wand zur andern, von der andern zur einen, voll Unruhe. „Aenne," sagte er nur und: „Mädel — Mädel — Mädel . . ."

Anna stand wie gebannt neben ihrem Stuhl und folgte ihm mit den Blicken. So recht klar war sie sich noch nicht, was aus dem Benehmen des Bruders zu folgern sei; ein bissel Furcht war doch noch in ihr neben aller Freude. „Christof," sagte sie endlich.

Er unterbrach seine Wanderung und blieb stehen.

„Christof," zögernd kam es heraus: „Hast du sie denn auch lieb. Sie? Ruth?"

„Ja, Aenne." Fest und ehrlich klang es.

Wieder zögerte Anna eine Weile. Dann fragte sie: „Und die andere, Christel?"

Er zuckte ein wenig zusammen. „Welche andere?"

„Frau Aufhäuser, Christof — Claire!" Ganz leise kamen die Worte.

Mit der Hand winkte er ab, gleichgültig. „Das ist lange vorbei, Aenne." Aber dann war er doch erschrocken. „Weiß Ruth davon?"

Sie nickte.

„Und trotzdem, Aenne?"

„Ja, trotzdem . . ."

Um die Taille faßte er die Schwester und schwenkte sie einmal, zweimal herum. Ein Strahlen war auf seinem Gesicht. „Was seid ihr Mädels doch für liebe, famose Kerle."

So einfach, so selbstverständlich wurde es.

Christof ging mit Anna an diesem Abend hinüber ins Zimmersche Haus. Bretthauer öffnete ihnen, und sie stiegen gleich die Treppe empor. Dann schob Anna den Bruder in Ruths Zimmer und zog die Tür wieder zu. Mit klopfendem Herzen stand sie auf dem Flur und lauschte. Es war ein ganz großes Glücksempfinden in ihr.

Drinnen war Ruth aufgesprungen, als Christof eintrat. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen. Sie hielt ihre Hände auf dem Rücken und lehnte sich an den Stuhl. Kein Wort brachte sie über die Lippen.

Schritt um Schritt kam er auf sie zu. Immer größer wurden ihre Augen. Sie kannte ihn doch seit Kindertagen. Und nun schien er ihr doch anders, neu. Nun, da er ihr Schicksal, ihr Lebensinhalt werden sollte.

Dann stand er vor ihr. Ganz dicht. Und sah sie an. Fest, durchdringend. Und seine Augen leuchteten. Auch er fand kein Wort. Langsam hob er die Hände und umspannte ihr dunkles Haar. Den Kopf senkte er und küßte sie. Und fühlte, wie sich ihre Arme um seinen Hals legten.

„Ich habe deine Rosen immer noch, Ruth. Willst du nun wieder fortlaufen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Christof. Nun nicht mehr. Nie mehr." Und lächelte voll Glück.

*

Es wurde wirklich alles ganz einfach. Zuerst holten sie Anna herein. Und die liebe, kleine Anna hatte wieder ihre Tränchen. Und dann gingen sie zu dritt die breite Treppe hinunter. Da begegneten sie der Eule. Die war gleich im Bilde und gratulierte. Frau von Zimmer war unten in der Halle. Sie war so überrascht, daß sie gar nichts zu sagen wußte, sondern die beiden kurzerhand zum Geheimrat ins Arbeitszimmer führte. Auch da ging alles gut und glatt. Christof

brauchte kaum etwas zu sagen. Lucie Zimmer nahm ihm in ihrer Erregung die einleitenden Worte ab.

Aenne lief zum Falkenberghause und holte die Eltern. Das war allerdings nicht so einfach. Die Gräfin-Mama sagte als erstes: „Herrgott, ich muß mir schnell noch etwas anderes anziehen.“ Und eilte davon. Das schnelle Umziehen dauerte aber eine ganze Weile, so daß Graf Friedrich schließlich zu seiner Frau hinaufging und mahnte.

Er nahm sich auch noch einen anderen Schlips aus dem Schrank, nestelte ihn sich in der Tür zwischen seinem Ankleide- und dem Schlafzimmer um. „Mir ist doch ein Stein vom Herzen, Beate,“ sagte er. „Das Zimmersche Vermögen wird ein guter Einschuß für Golmitz werden.“

„Das schon. Aber wenn ich denke, daß wir nun schon zum zweiten Mal zu einer Verlobung zu Zimmers hinübergehen. Und wie die erste ausgelaufen ist . . .“

„Diese ist aber besser. Darauf kannst du dich verlassen, Beate.“

„Na, mir ist noch nicht ganz wohl, Friedrich. Immer diese Aufregungen. Immer so eilig. Erst die Carla mit Hermann, dann die Carla mit Wrangel. Und nun Christof mit Ruth. Ach, die Kinder, die Kinder. Nichts wie Sorgen.“ — —

Es wurde aber doch noch ein froher Abend. Bretthauer präsentierte mit seinem unbeweglichen Gesicht Sekt. Der Geheimrat brachte einen frischen Toast aus; die Gläser klangen. Dann verschwand Bretthauer, und auch das Eulchen zog sich diskret zurück. Das Brautpaar fand einen Platz, wo es etwas dunkler war, etwas beschattet; da saßen sie aneinander gelehnt wie echte, rechte Liebesleute: tuschelten und lachten. Alles war ihnen neu, alles versank vor dieser Gegenwart: die gemeinsame Jugend, die Kinderfreundschaft, ihr altes Leben; selbst das gewohnte „du“ hatte ihnen einen andern Klang.

Auch die Eltern fanden sich wieder. Eine Schranke war seit Carlas Entlobung doch immer noch aufgerichtet gewesen, eine gewisse Scheu. Besonders zwischen Beate und Lucie. Die fiel jetzt. Man sprach wieder frei und zwanglos.

Nur zwei waren stumm: Aenne und Hermann.

In Aenne war die fieberhafte Erregung in sich zusammengesunken, nachdem Bruder und Freundin sich gefunden, nachdem das Glück erfüllt war, das sie ihnen ersehnt, sie ihnen geschaffen hatte. Nun war ihre Aufgabe gelöst, ihre Mission beendet. Eine Leere war da; die Frage: was nun? Und ein kleiner Schmerz, in den sich ein bissel Neid mischte: immer kommt das Glück zu andern — nie kommt es zu mir. Sie sah zu den beiden und dachte: nun bin ich vergessen, nun wird mich Ruth abends nicht mehr herrüberrufen, jetzt werde ich allein sitzen. Carla verlobt, Christof verlobt, Ruth verlobt. Ich bleibe. Und wann werde ich nun Hermann sehen? Hermann saß neben ihr. Auch er fand keine Worte. Er dachte an den Abend, an dem seine Verlobung mit Carla drüben im Falkenbergschen Hause gefeiert worden war. Das war steif und frostig und recht förmlich gewesen. Es hatte auch Sekt, aber keine Stimmung gegeben. Und er und Carla hatten nicht abseits gesessen im Halbdunkel; das hatte Carla nicht gelegen. Und dann fiel ihm plötzlich das Bild ein, es stand ja noch oben im Atelier. Er wollte es jetzt fertig machen — nur mit ein paar Strichen — und firnissen, dann konnte es rüber wandern ins Falkenberghaus. Was sollte es hier noch?

Er drehte an seinem Glase, sah den steigenden Perlen im Wein nach. Rings klangen Stimmen: die Väter sprachen zusammen und die Mütter. Da wandte er sich zu Anna: „Du bist ja so nachdenklich.“

„Ich freue mich ihres Glücks. Ich habe sie beide so lieb.“

Einen Augenblick trafen sich ihre Augen. Nur einen Augenblick. Da hob Hermann schon sein Glas. „Wir wollen auf ihr Wohl trinken.“

Auch sie griff nach dem Sektglas. Ein wenig zitterte ihre Hand. „Prosit, Hermann, auf ihr Glück.“

Dann sanken sie wieder in ihr Stummsein zurück.

Beim Aufbruch standen die beiden Väter zwischen Tür und Angel noch einen Augenblick beieinander. „Es freut mich, daß unsere Familie nun doch noch zusammen kommen,“ sagte der Geheimrat, „es freut mich wirklich und aufrichtig. Ich ahnte es schon. So ein inneres Gefühl sagte es mir. Wenn ich auch immer dachte, daß es von anderer Seite sein würde.“

Graf Falkenberg verstand ihn nicht. „Von anderer Seite?“ wiederholte er fragend.

„Nun ja. Aber das ist ja jetzt gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß die Verbindung da ist.“ Und dann winkte er sich Anna heran. „Komm mal her, Aenne, du kannst dem alten Onkel Zimmer mal einen Kuß geben, aber einen ordentlichen auf den Mund, verstehst du.“ Wie mit Blut übergossen stand Anna da, aber sie hob doch den Kopf und bot dem Geheimrat die Lippen. Fest, tapfer sah ihn an, sah in seine Augen. Eine neue Blutwelle schoß in ihr hoch, die Augen des Vaters glichen denen des Sohnes.

„So war's brav, Mädel,“ sagte Paul von Zimmer, als er sich wieder aufrichtete, „und nun gib mir auch noch die Hand und versprich mir, daß unsere abendlichen Plauderstunden nicht eingehen.“

*

Nach Königsberg und nach Golmitz flogen die Briefe, die die Nachricht von der Verlobung enthielten. Und statt schriftlicher Glückwünsche kamen Carla, der Großvater und Axel angereist.

Der alte Graf strahlte. „Ueberrascht wart ihr?“ sagte er zu Beate und Friedrich, „überrascht? Wo habt ihr denn nur in Golmitz eure Augen gehabt. Von Carla und Wrangel habt ihr nichts gesehen und nichts gewußt. Und nun von Christof und der kleinen Zimmer auch nichts. Ihr werdet alt. Ich dachte, es würde schon bei mir zum Klappen kommen. Habe deshalb ja auch dem Wrangel das Inspektorhaus gegeben, damit der Christof nach Golzenaue ziehen kann. Das kann ihm der Schwiegervater nun zurechtflicken lassen und dann soll er's alleine bewirtschaften. Nicht wieder hier auf Wartegeld in der Josephinenstraße sitzen. Das ist dir nicht bekommen, Friedrich, also würde es wohl Christof erst recht nicht bekommen.“

Dann ließ er sich Ruth holen und schloß sie in die Arme. „Willkommen, Kind, willkommen im Falkenbergschen Kreise.“

Er griff ihr unter das Kinn, hob ihren Kopf und sah ihr in die Augen. „Ich habe dich in Golmitz schon liebgewonnen, jetzt habe du auch deinen alten Großvater lieb. Und halte ihm treue Nachbarschaft von Golzenaue aus. Bist mir immer willkommen.“ Sein Gesicht wurde ernster. „Wir Falkenbergs sind altes Blut, Ruth. Darauf mußt auch du stolz sein, mußt wissen, daß das verpflichtet. Die Gräfin Falkenberg-Golmitz ist die erste Frau im Kreise Doßlau. Das muß so bleiben, trotz Umsturz und neuer Zeit. Stolz will ich auf dich sein in den paar Jahren, die ich noch zu leben habe.“

Seinen Zylinder setzte sich der alte Herr auf und machte Frau von Zimmer seine Aufwartung. Er küßte ihr die Hand. „Wir kennen uns ja schon, meine liebe, gnädige Frau. Ich habe hier schon so manches liebe Mal gesessen, schon als Ihre verehrte Schwiegermutter noch lebte. Lang, lang ist's her. Und das letztemal, als meine Carla sich verlobt hatte. Na, reden wir nicht

davon. Das war eine verkehrte Invite, das wissen wir beide ja. Aber diesmal ist es richtig und gut."

Frische, freie Luft wehte wieder durch die Josephinenstraße. Es war ein frohes Hin und Her zwischen den beider Häusern. So froh, daß niemand an das dritte Haus dachte

Lisa hatte natürlich sofort von der Verlobung erfahren. Die Wände hatten Ohren und das Personal schwieg nicht. Das Kählsche Hausmädchen trug ihr die Nachricht zu. Und dann kam auch die Verlobungsanzeige. Kein persönliches Wort dabei, nicht einmal ein Telephonruf. Das schmerzte. Sie saß still im Haus und wartete: sie mußten doch zu ihr kommen, Ruth und Christof. Oder wenigstens Anna oder Hermann. Irgendeiner vom alten Kreis. Sie wagte sich nicht mehr auf die Straße; sie hätte sich geschämt, wenn sie jemand von hüben oder drüben begegnet wäre: geschämt nicht für sich, sie brauchte sich nicht zu schämen, sondern für jene, die sie so vergaßen. Sie litt, sie grollte.

Eine hatte sie nicht vergessen, eine dachte an sie: Anna. Sie mahnte das Brautpaar immer wieder: „Kinder, ihr müßt zu Kähls. Ihr stoßt den Onkel Kähl und Lisa ja vor den Kopf." Aber bei Ruth und Christof ging jetzt alles zu einem Ohr herein und zum andern wieder heraus. Sie schwammen nur in ihrem lauen Wasser des Glücks, lebten nur sich.

War das ein Unterschied zwischen Carla und Axel und ihnen beiden. Dort schon ruhige Abgeklärtheit — hier springjunger Frohsinn und taumelndes Verliebtsein. Anna staunte immer wieder: was hatte Ruth für ein Temperament, und wie riß sie Christof mit fort, wie blühte sie auf in ihrem Brautsein. Aber wie groß war auch ihr Egoismus: vergessen ihr eigener Kampf, vergessen, was sie für sie getan, nie mehr ein Wort von ihr über Hermann, nie mehr der Gedanke an eine Vermittlung.

Jeden Abend war Christof bei Zimmers. Nur ganz selten ging Anna mit, nur wenn sie gerufen wurde. Und rufen ließ sie nur der Geheimrat. Dann gab es wieder die Stunden wie einst, die Stunden zwischen ihr, Onkel Paul und Hermann über den Plänen. Aber wie rar waren diese Stunden.

Längst waren die andern wieder auf und davon: Großvater und Axel wieder in Golmitz, Carla wieder in Königsberg. So saß Anna abends einsam in ihrem Jungmädelzimmer. Sie häkelte und stickte. Decken für Carla, Decken für Ruth. Lesen konnte sie nicht, da irrten die Gedanken immer ab. Oft stand sie am Fenster, sah hinüber zu dem erleuchteten Zimmerschen Hause. Es war ihr, als ob sie durch die Wände das helle, frohe Lachen Ruths hörte, die drüben neben Christof saß. Und manchmal war Licht in Hermanns Atelier. Da saß er hinter den geschlossenen weißen Vorhängen und strichelte und rechnete. Sie wußte es. Es war ihr, als ob sie durch das Leinen hindurchblicken und ihn sehen könnte. Sie wartete, bis sich ein Schatten zeigte. Das dauerte oft lange, und oft wartete sie selbst auf diesen Schatten vergebens.

(Fortsetzung folgt)

Die Bleifeder

Von Wilhelm Christiani · Berlin

Es war einmal eine Bleifeder. Sie lag in einer Papierhandlung und langweilte sich, bis eines Tages ein Herr kam und sie kaufte. Sie war schlank, grün und sechseckig, mit einem weißen Horngriff und sehr eingebildet, denn sie kam aus einer alten weltberühmten deutschen Bleistiftfabrik. Der Herr steckte die grüne Bleifeder in seinen Taschenkalender. Er benutzte sie jeden Tag, denn er las täglich stundenlang Zeitungen und Bücher und machte sich dabei Notizen.

Der Bleifeder sagte diese prosaische und nüchterne Beschäftigung gar nicht zu. Sie war ein poetisches Gemüt und fühlte sich zu Höherem berufen. Ihr fleißiger Besitzer spitzte sie fast jede Woche mit einem scharfen Taschenmesser sorgfältig an. Die Bleifeder haßte dieses Messer, das ihr sehr wehe tat. „Ich verliere ja meine gute Figur auf diese Weise ganz!" seufzte sie weinend. Mit Schrecken dachte die arme, kleine Feder daran, daß sie ihr Leben lang nur trockene, ihr gleichgültige Notizen, Namen, Vokabeln und Daten schreiben werde. „Immer dasselbe, immer und ewig dasselbe," klagte sie oft. „Also so ist das Leben! Möchte er mich doch einmal verlieren! Ich muß Abwechslung haben!"

Aber den Gefallen tat er ihr nicht.

Die Bleifeder wurde lebensüberdrüssig. Sie trug sich mit Selbstmordgedanken, so groß war ihre Verzweiflung. Aber wie sollte sie sich das Leben nehmen? Sie hatte keine Gelegenheit dazu. Entweder steckte sie in der warmen, dunklen, inneren Brusttasche ihres Besitzers und hörte den ermüdend gleichmäßigen Schlag seines ruhigen Herzens, dieses Pumpwerks, das immer so regelmäßig arbeitete. Es langweilte sich unsäglich, dieses Pumpwerk, diese alte Maschine. „Warum hat er nicht wenigstens einen kleinen Herzklappenfehler?" rief sie mißmutig. „Dieser alte Pedant ist mir unausstehlich!" Oder sie lag auf dem Schreibtisch, wenn ihr Herr sie dort einmal liegen ließ und nicht gerade in der Hand hielt und mit ihr seine dummen Notizen schrieb. Die schlanke Bleifeder mit dem poetischen Gemüt wurde allmählich melancholisch. Ein unheilbares, schweres Gemütsleiden hatte sie erfaßt. Sie fing an, ihren schönen Glanz zu verlieren. Ihr Teint litt. Ihr Besitzer sah es nicht. Er sah nur ihre Spitze. Die mußte so sein, wie er sie brauchte.

Der Zeitungs- und Bücherleser und Notizenschreiber war Journalist. Als solcher war er aber auch ein bißchen Dichter, lyrischer Dichter. Er hielt es nämlich mit dem Kater Hidigeigei:

„Eigner Sang erfreut den Biedern,
Denn die Kunst ging längst ins Breite.
Seinen Hausbedarf an Liedern
Schafft sich jeder selber heute.
Und es kommt mich minder teuer,
Als zur Buchhandlung zu laufen
Und der andern matt Geleier
Fein in Goldschnitt einzukaufen."

Darum ließ er seine Lyrik auch nicht drucken. Man trägt seinen Hausbedarf doch nicht auf den Markt. In die Buchhandlungen aber lief er schon längst nicht mehr, seit sein bescheidenes Einkommen nur gerade für die notwendigsten Ausgaben reichte. Von Goldschnittbänden schon ganz zu schweigen.

Daß er zuletzt lyrische Verse geschrieben hatte, war freilich schon sehr lange her. Er hatte keine Veranlassung dazu gehabt, seit er die Bleifeder gekauft hatte. Das geschah im Sommer. Im Frühling vorher hatte er einmal ein langes Gedicht gemacht. Das begann also:

Nun ist der Frühling wieder da,
Nun mach auch wieder ich, ach ja,
Ich mache nun Gedichte.
Der Lenz, das seh' ich jedes Jahr,
Er ist und bleibt, was stets er war,
Die nämliche Geschichte.
Der eine sich im Lenz verliebt,
Der andre Verse von sich gibt,
Es glückt auch beides vielen.
Und wer ein Herz im Busen trägt,
Das nun die Lenzeslust bewegt,
Der strebt nach neuen Zielen.

Aber dieses Gedicht, das noch viele Strophen hatte, stand nicht in seinem Taschenkalender. Die Bleifeder ahnte

nichts von den Frühlingsversen des langweiligen Notizenschreibers. Im alten Notizbuch des Journalisten, wo sie einsam und allein ihr junges Leben zu vertrauern verurteilt war und dabei durch das Anspitzen immer kürzer und daher auch kurzsichtiger wurde, standen zwar auch einige Verse. Sie waren aber mit Tinte geschrieben, und die Bleifeder konnte nur mit Blei Geschriebenes lesen. Darum kannte sie sie nicht, obwohl sie einmal auf diesen Tintenversen gelegen hatte. Bleifedern können eben nur ihresgleichen verstehen. Deshalb ist ihr geistiger Horizont gewöhnlich auch nicht allzugroß. Auch schlug der Dichter diese Seiten seines alten Taschenbuches nie auf. Durch Zufall war die Bleifeder damals mit ihnen in Berührung gekommen.

*

Es war Winter. Da merkte die Bleifeder eines Morgens plötzlich eine große, überraschende Veränderung, als sie nach ruhig verbrachter Nacht, in der sie, wie stets, im Rock ihres Besitzers geschlafen hatte, wiederum an seinem warmen Herzen ruhte.

Was war geschehen? Das alte, dumme Pumpwerk in ihrer nächsten Nachbarschaft, die gräßliche Maschine, hatte seinen bisherigen Gang völlig verändert. Die kurzsichtige, lebensmüde Bleifeder horchte gespannt auf. Sie konnte es nicht begreifen. War da am Ende eine Schraube losgegangen? War der erhoffte Herzklappenfehler nun endlich da? Und wie war es gekommen? Hatte der Eigentümer des Pumpwerkbetriebes vielleicht schwere Importen geraucht, die er nicht vertrug? Nun war die ersehnte Abwechslung also endlich gekommen.

*

Wenige Tage später stand der Bleistiftbesitzer auf dem Vorderperron eines Straßenbahnwagens, als er am Morgen nach der Redaktion fuhr. Und da gingen ihm plötzlich Verse durch den Kopf, denn er hatte sich verliebt und war nun wieder ein Lyriker geworden. Er wollte sie sofort aufschreiben, griff in seine Brusttasche und öffnete sein Notizbuch. Dann nahm er die grüne Bleifeder, lächelte wehmütig, als er sah, daß die grüne Farbe nicht mehr so frisch war und so wunderschön glänzte wie früher, wie einst im Mai, und wollte zu schreiben anfangen.

Die Feder ahnte, daß nun ihr alter Herzenswunsch in Erfüllung gehen werde. Und da zitterte und bebte sie vor freudiger Erwartung und Erregung. Sie konnte sich nicht beherrschen und zitterte so stark, daß sie dem Dichter aus den Fingern entglitt. Sie stürzte auf die nasse, schmutzige Straße, auf den harten Asphalt und rollte auf die Schienen der Straßenbahn. Und gleich darauf kam ein riesiges, plumpes Lastauto des Weges, und krach! knicks! fuhr das Ungetüm die kleine Feder tot.

*

So starb die arme kleine Bleifeder einen plötzlichen, aber schönen Tod. Ihr wurde das schönste Los zuteil, das es auf Erden geben kann. Denn sie starb in dem seligen Augenblick, wo eine heiße, tiefe unerfüllte Sehnsucht, die Sehnsucht ihres ganzen Brusttaschenlebens, gerade erfüllt werden sollte. Und das ist das Schönste, was es geben kann — für Menschen wie für sehnsichtige Bleifedern.

Zeitschriften

Wöchentlich ein frohes Erntefest können die Leser der „Fliegenden Blätter“ begehen. Das alle acht Tage neu erscheinende Heft dieses allbeliebten und altbewährten Familienwitzblattes stellt jedesmal eine neue ergiebige und erfreuliche Ernte von Früchten guter Laune und lustiger Einfälle aus den Gefilden des Humors und heiterer Lebensanschauung dar.

Es enthält auf seinen schön und reich illustrierten Seiten immer wieder neue Witze und Anekdoten, lustige Erzählungen, Schnurren und Satiren, heitere Glossen zu den Ereignissen der Zeitgeschichte und des täglichen Lebens in Reim und Prosa. Die farbigen Bilder, Karikaturen und Zeichnungen sind von ausgezeichneten und bewährten künstlerischen Mitarbeitern geschaffen und in technisch hervorragender Weise reproduziert. Die Fliegenden durchzublättern ist ein Vergnügen, sie zu lesen eine Freude und Erheiterung. Der Inhalt ist stets durch die Rätselecke bereichert, die zu besinnlichem Nachdenken einlädt. Zu allem Guten und Schönen dieser Ernte kommen außerdem die immer wieder erneuten Preisaufgaben, die dem Leser eigenes humoristisches Denken und Erfinden nahelegen und erleichtern. Die besten Früchte dieser Mitarbeit werden stets mit schönen Geld- und Bücherpreisen ausgezeichnet und sind damit besondere Höhepunkte der jede Woche durch die Fliegenden gebotenen lustigen Erntefeste.

Der Schwedenprinz und seine große Liebe. Das schönste Kleinod des Bodensees ist die Insel Mainau. Auf dieser Zauberinsel wächst und gedeiht eine tropische Pflanzenfülle, die sonst erst viele tausend Kilometer südlicher zu finden ist. Das Schloß auf der Insel Mainau war viele Jahre hindurch der Lieblingsaufenthalt der verstorbenen Königin von Schweden. Seit kurzer Zeit bewohnt es einer ihrer Enkel: Prinz Lennart, der zweite Sohn des schwedischen Kronprinzen. Dieser junge Prinz Lennart war es, der die Welt aufhorchen ließ, als er erklärte, auf alle Vorteile seiner fürstlichen Geburt verzichten zu wollen — aus Liebe zu einem Bürgermädchen. Gegen den Willen des schwedischen Hofes und gegen eine Welt von Vorurteilen hat Prinz Lennart seinen Willen durchgesetzt und das Mädchen Karin geheiratet. In dem alten Schloß auf der Mainau leben die beiden Glücklichen in selbstgewählter Einsamkeit, und die neueste Nummer (Nr. 40) des „Illustrierten Blattes“ bringt darüber einen ausführlichen Bildbericht. Besonders wird es interessieren, daß das Blatt mit einer Serie des berühmten Kriminalkommissars Engelbrecht beginnt: „Wie wir sie zur Strecke brachten“, eine Serie, die den Kampf gegen die Verbrecherwelt zu mGegenstand hat. Diese besonders reichhaltige Ausgabe des „Illustrierten Blattes“ ist ab Samstag überall für 20 Pfennig erhältlich.

Fröhliche Ecke

Vor sechs Wochen hatte Max Wirbel seine Verlobung angezeigt, und vor drei Wochen hatte er von seiner bevorstehenden Verehelichung gesprochen. Dann aber hat er über die Angelegenheit geschwiegen

Heute erkundigt sich der Kollege Lehmann: „Wie steht's denn? Ich denke, in diesen Tagen soll Ihre Hochzeit sein?“

„Hat nicht geklappt,“ sagt Max Wirbel verdrossen. „Es hat mit den Papieren meiner Braut nicht gestimmt; ich habe die Sache aufgegeben.“

„Aufgegeben? Das hätte nur einen kleinen Aufschub bedingt — von den Papieren sind doch Duplikate zu kriegen.“

„Quatsch! Ich meine doch Wertpapiere.“

*

„Aber unser Lehrer ist dumm, der weiß noch nicht mal, wie ein Löwe aussieht.“

„Das kann ich aber nicht glauben, mein Junge.“

„Doch — ich habe heute einen Löwen gemalt, und da hat er gefragt, was das sein soll!“

*

Der einzige Gast. „Warum ist heute keine Musik, Ober?“

„Wegen einer einzigen Tasse Kaffee können wir kein Konzert veranstalten!“

„Bringen Sie mir noch eine!“